

Das Gottes- und Menschenbild im Werk der mittelalterlichen Mystikerin Gertrud von Helfta

Ein Beitrag zur Diskussion „Frau in der Kirche“

Gertrud Jaron Lewis, Ontario

Gertrud von Helfta (1256–1301/02), die einzige deutsche Heilige mit dem Beinamen „die Große“, ist eine der bedeutenden Frauen des Klosters Helfta (bei Eisleben in Thüringen). Unter der langjährigen Äbtissin Gertrud von Hackeborn entwickelte sich dieses, dem zisterziensischen Ritus folgende Benediktinerinnenkloster im 13. Jahrhundert zu einem Zentrum der Mystik und der spätmittelalterlichen Kultur. Von den drei wichtigen Helftaer Schriftstellerinnen, deren Werke uns teilweise erhalten sind, Mechthild von Magdeburg, Mechthild von Hackeborn und Gertrud von Helfta, ist Gertrud die jüngste. Ihr lateinisch geschriebenes Werk besteht aus dem *Legatus divinae pietatis* und den *Exercitia spiritualia*.

Die folgenden Ausführungen versuchen, durch eine werkimmanente Analyse ihre Schriften einen Beitrag zu dem in vielen Aspekten ihrer Zeit weit vorseilenden Gottes- und Menschenbild Gertruds von Helfta zu leisten.

Das metaphorische Gottesbild

Noch heute vermag ein Blick auf Gertruds reichhaltige Metaphern, selbst wenn man deren typische Verankerung in der Bilderwelt des späten Mittelalters leicht erkennt, die Lesenden vom poetischen Reiz und von der oft herben Schönheit ihrer mystischen Sprache zu überzeugen. Eine Stelle aus ihrem Zweiten Buch¹ des *Legatus* mag einleitend als Beispiel für Gertruds hymnische Prosa dienen. Die Autorin versucht hier, ihre Erfahrung der *unio mystica* in Worten wiederzugeben:

¹ Das umfangreiche Werk, *Legatus divinae pietatis*, besteht aus fünf Büchern, von denen nur das Zweite Buch von Gertrud eigenhändig geschrieben wurde. Die übrigen Bücher wurden von ihren Mitschwestern, Gertruds Diktat oder ihren Aufzeichnungen folgend, zusammengestellt. Das Erste Buch stellt die *vita* dar, die nach Gertruds Tod von der Redakteurin des Werkes den übrigen Büchern vorangestellt wurde.

O ewiger Sonnenstillstand, sichere Bleibe, Ort der vollauf entzückt, Paradies ewiger Freuden, überflutet von Flüssen unschätzbarer Wonne! Man wird angelockt durch das frühlingsgleiche Grünen mannigfaltiger Schönheiten, gestreichelt durch den lieblichen Ton, ja noch lieblicher durch die Melodien der Musiker, erfrischt durch den ausströmenden Duft der Gewürze, trunken von der erschlaffenden Süße des inneren Geschmacks, verwandelt durch die wunderbare Zärtlichkeit der geheimen Umarmungen! O dreimal glücklich, viermal selig, und – wenn man so sagen kann – hundertfach heilig ist, wer sich der Führung deiner Gnade hingibt und sich mit unschuldigen Händen, reinem Herzen und sauberen Lippen diesem Ort zu nähern verdient. O was man dort sieht, was man hört, was man riecht, was man schmeckt und was man fühlt! Aber was vermag meine so schwerfällige Zunge schon davon zu stammeln. Obgleich ich, begünstigt durch die göttliche Güte – trotz meiner eigenen Fehler und Nachlässigkeiten – dort eintreten durfte, so bin ich doch gleichsam von einer dicken Rinde überall umgeben und vermag wahrscheinlich nichts zu begreifen. Denn auch wenn man alle Fähigkeit der Engel und Menschen in eine erhabene Wissenschaft vereinte, so genügte es dennoch nicht, ein einziges Wort zu bilden, das auch nur entfernt die Würde einer solchen außerordentlich hervorragenden Vortrefflichkeit tastend berühren könnte (*Leg. II, viii, 5*).²

Der aus Bernhard von Clairvaux übernommene „ewige Sonnenstillstand“ bestimmt den feierlichen Ton dieses Passus. Bilder des Fließens und des Blühens vereinen sich mit dem bei Gertrud oft erwähnten Wohlgeruch angenehmer Gewürze. Hinzu kommt die metaphorische Trunkenheit, die fast formelhafte Beschwörung durch symbolische Zahlen, die typischen Superlative. Auch zählt die Verfasserin sämtliche geistlichen Sinne auf, deren Ausdruckskraft jedoch gleichfalls versagt, denn die mystische Erfahrung ist unaussprechlich. Nach dem bei Gertrud ungewöhnlichen Bild der sie umgebenden „dicken Schale“ ihrer Nachlässigkeiten, die sie nicht durchbrechen kann, rettet sie sich dann in das paulinische Wort, daß weder Engel- noch Menschenzungen eine solch ausgezeichnete Vortrefflichkeit auch nur annähernd auszudrücken vermögen.

Der *ineffabile*-Topos bezieht sich auf die Erfahrung des Göttlichen in Gertruds mystischem Erleben, so wie die meisten Bilder in ihrem Werk den von vornherein vereitelten Versuch unternehmen, eine Aussage über Gott oder über das mystische Verhältnis zwischen Gott und dem Men-

² Der zugrundeliegende Text ist die kritische Ausgabe des lateinischen Werkes Gertruds von Helfta in der Sources Chrétiennes-Serie, Nummern 127, 139, 143, 255, 331. Paris 1967–1986. Bezugnahme auf Textstellen aus dieser Gesamtausgabe des Werkes, *Legatus divinae pietatis* (= *Leg.*) und *Exercitia spiritualia* (= *Ex.sp.*), werden im Text des Aufsatzes zitiert.

schen zu machen. Das Unsagbare kann eben nur analog und metaphorisch angedeutet werden.³ Gertrud schreibt keine systematische Theologie. Selbst ihre Darstellung der Dreifaltigkeit, d.h. Gottvater in seiner göttlichen Allmacht (*Deus Pater – sua divina omnipotentia*), Gottsohn als die unerforschliche Weisheit (*Filius Dei – inscrutabilis sapientia*) und der Geist Gottes als Güte (*Spiritus Sanctus – benignitas ipsius*), geschieht im Rahmen einer Meditation, in der sie sich Gott vergegenwärtigt, um sich für die menschlichen Gebrechen einzusetzen (*Leg.* IV, xxv, 1, 1–11).

Das in der mittelalterlichen geistlichen Prosa häufig anzutreffende weibliche Gottesbild begegnet auch bei Gertrud. Zahlreiche Vergleiche schildern Christus als Mutter: Christus in seiner Weisheit handelt wie eine weise Mutter (*Leg.* IV, v, 4, 13 ff.), beschützt vor Unheil wie eine Mutter (*Leg.* III, Lxxxiii, 1, 4 ff.), sorgt vor wie eine Mutter (*Leg.* V, xxvii, 4, 8 ff.), liebt wie eine Mutter (*Leg.* III, Lxxi, 2, 2 ff.) und ist sogar eifersüchtig wie eine Mutter (*Leg.* III, Lxiii, 1, 11 ff.).⁴ Das Beispiel des eifersüchtigen Gottes, der den Menschen – in diesem Fall Gertrud – für sich allein haben will, wird noch an einer anderen Stelle wiederholt. (Vgl. *Leg.* I, xvi, 5, 7 ff.). Auch sind die bei Gertrud verwendeten Epitheta für Gott, wie z. B. *bonitas, caritas, dilectio, misericordia, pax, pietas, veritas*, wie die meisten abstrakten Begriffe im Lateinischen, Feminina, woraus sich ergibt, daß in ihrer Prosa von Gott großenteils im Kontext weiblicher Vorstellungen die Rede ist.

Gottes Väterlichkeit und Mütterlichkeit werden in Gertruds Text oft in engem Zusammenhang gesehen. In einem ihrer schönsten Bilder spricht sie davon, wie der „Herr“ sie in seinen väterlichen Schutz nimmt und sie wie eine Mutter an der Brust (*sicut mater in sinu*) verbirgt, damit Gertrud während der Überfahrt über das schreckliche Meer vor Gefahren sicher ist (*Leg.* V, xxv, 3, 6 ff.). Ganz ähnlich findet sich anderswo die *benignitas paterna* neben dem *quasi mater* (*Leg.* IV, xiii, 1, 8 f.). Auch das im mittelalterlichen *Physiologus*⁵ so beliebte Bild des Pelikans, der sich mit dem Schnabel die Seite öffnet, um mit seinem väterlichen Herzblut seine Jungen zu stillen, steht in diesem Zusammenhang der Vater-Mutterschaft Gottes (*Leg.* III, xviii, 12, 12).⁶

³ Vgl. u. a. A. M. Haas, *Die Problematik von Sprache und Erfahrung in der deutschen Mystik*. In: *Grundfragen der Mystik*. Einsiedeln 1974, 73–104.

⁴ Diese Szene erinnert an Parzivals Mutter Herzeloide, die alles tut, um ihren Sohn bei sich zu behalten (Vgl. Wolfram von Eschenbachs *Parzival*, bes. Strophen 117–126). Gertrud könnte leicht von diesem Epos beeinflusst sein, denn ihre Liebe zu den schönen Künsten und Literatur wird in ihrer *vita* (*Leg.* I, i, 1, 16 ff.) beschrieben.

⁵ Vgl. Wiener Prosafassung XX, 2 ff.

⁶ Dieses Beispiel gehört zu dem großen Metaphernkomplex des *Deus lactans*, der mit dem komplexen Herz-Jesu-Thema in Zusammenhang steht, das in Helfta eine große Rolle

Weitere, mehr oder weniger stereotype und im Mittelalter besonders beliebte Gottesbilder, wie das der Sonne oder des Lichtes oder der große Komplex der Brautmetaphorik sollen hier nur flüchtig gestreift werden. In den zahlreichen, der Brautmystik zugehörigen Textstellen scheint es dabei in einer Übersetzung von Gertruds Text wichtig, *sponsa* und *sponsus* als „Gemahlin“ und „Gemahl“ zu bezeichnen, da es sich bei Gertrud weniger um das Bild einer spielerischen Verliebtheit als vielmehr um eine reife innere Verpflichtung dem ehelichen Geliebten gegenüber handelt. Bei den allzu gewohnten Brautmetaphern übrigens erstaunt Gertrud den Lesenden oft durch suggestiv-erotische Bilder.⁷

Im Werke Gertruds von Helfta sind die Begriffe „Gott“ und „Christus“ weitgehend austauschbar, wobei aber an einigen Stellen bewußt ein Unterschied gemacht wird: Christus läßt sie beispielsweise verstehen, daß der Anblick Gottes dem Menschen in seiner Schwachheit unerträglich und erst in der ewigen Seligkeit zugänglich ist (*Leg.* IV, Liv, 3). Andererseits berichtet Gertrud von zwei Höhepunkten ihres mystischen Lebens, die beide im Zusammenhang mit der Eucharistie stehen, wo Christus sie gleichsam dem Vater vorstellt (*Leg.* IV, xxviii, 1, 4 ff. und IV, xxxvi, 2, 3 ff.). Gertruds positives Gottesbild veranlaßt sie zu der Feststellung, daß es der väterlichen Milde Gottes unmöglich ist, dem Menschen nicht Barmherzigkeit zu erzeugen (*Leg.* III, Lxxii, 3, 4 f.). In der Tat ist Gott allen das, was jeweils ihrem Verlangen oder Vermögen entspricht: dem einen Mutter, dem anderen Freund oder Gemahl (*Leg.* IV, I, 2). Ein besonders typischer Passus für Gertrud ist ihre Schilderung der Dreifaltigkeit im Rahmen einer Szene eines liturgischen Hochfestes im himmlischen Hof zu Ehren Mariae, wobei es ihr gelingt, von der Fröhlichkeit des dreifachen Gottes zu sprechen, ohne banal zu werden:

Die ganze Dreifaltigkeit bricht hervor aus ihrer abgrundtiefen, überfließenden, wohlwollenden Freude und, gleichsam von Bewunderung bewegt, singt sie in den hellsten Tönen (*Leg.* IV, xLviii, 12, 25 ff.).

Gertruds Analogien aus dem menschlichen Bereich kennzeichnet eine besondere Würde. Im Unterschied zu den spätgotischen Darstellungen Christi in der bildenden Kunst und in der Literatur, ist es im Werke dieser Mystikerin eher der König (*Leg.* IV, iii, 1, 10 u. a.) als der Schmer-

spielte, und das mit der Vorstellung eines mütterlichen Gottesbildes eng verbunden ist. Es soll hier aber nur auf die bereits gründliche Diskussion bei C. W. Bynum, *Jesus as Mother*, Chicago 1982, pb. 1984, 191 ff. verwiesen werden. Und vgl. auch H. Rahner, *Grundzüge einer Geschichte der Herz-Jesu-Verehrung*, ZAM 18 (1943) 61–83.

⁷ Vgl. beispielsweise *Leg.* III, Lxxxvi, 1, 15 f.: „ein mehrfach gefaltetes Kleid der Gemahlin ist bei den ehelichen Umarmungen ein Hindernis.“

zensmann, der im Mittelpunkt steht. Zwar wird der leidende Christus keineswegs ignoriert, wie es u. a. die Beispiele der Siebten Geistlichen Übung ihrer *Exercitia* und eine ausführliche Vision der Geißelung des Herrn im *Legatus* (IV, xv, 4) zeigen. Aber im allgemeinen entspricht Gertruds Christusbild eher dem romanischen Gerokreuz (10. Jh.) aus dem Kölner Dom als dem des Schmerzensmannes gotischer Darstellungen (z. B. in den Vesperbildern).

Der menschengewordene Gottessohn sehnt sich nach dem Menschen (*Leg.* IV, v, 4, 6ff.), lockt den Menschen mit seiner Liebe, so wie ein Fuchs seine Beute anlockt (*Leg.* III, xxi, 1, 15). Und er ermutigt den Menschen, wie es in einem von Gertruds schönsten Bildern heißt,

sich wie ein schneller Adler in der Kontemplation des Himmlischen auf den seraphischen Schwingen waghalsiger Liebe über sich selbst hinaus zu meinem Antlitz hoch hinaufzuschwingen (*Leg.* III, Lxxiii, 1, 16ff.).

Auf der Menschheit und Menschlichkeit Christi, wie im 13. Jahrhundert üblicherweise gesehen wird, liegt der Hauptakzent. Gertrud zeichnet uns einen sympathischen *Dominus*, der bisweilen liebevoll über die Menschen lächelt oder sich sogar amüsiert (*Leg.* III, xxx, 12, 3 u. a.); sie zeigt den Herrn „mit wohlwollender Fröhlichkeit“ (*Leg.* IV, xxiv, 1, 14) oder „mit liebkosender Heiterkeit“ (*Leg.* IV, xxix, 1, 6) oder auch „mit heiterem Gesicht“ (*Leg.* IV, xxxv, 1, 11). Christus ist der Freund und Gemahl, der sich zärtlich über sie beugt und ihr Kinn liebkosend in die Hand nimmt – eine Geste, die motivartig in ihrem Text wiederkehrt (*Leg.* IV, ii, 12, 9 und ähnlich *Leg.* V, i, 15, 7f. und V, iii, 1, 18; u. a.). Es ist dieser geliebte und liebende Gottmensch, der dem Menschen seine Würde und hohen Adel verleiht.

Das Menschenbild Gertruds von Helfta

Der vergöttlichte Mensch

Mit ihrem Menschenbild, das sie selbst in ihrem Leben verwirklicht, nimmt Gertrud von Helfta eine einzigartige Stellung unter den mittelalterlichen Mystikerinnen ein. Denn Gertrud spricht als selbstbewußte christliche Ordensfrau ohne Zugeständnisse an das Patriarchat der Kirche. So schreibt sie beispielsweise das gesamte Werk der *Geistlichen Übungen*, das großenteils aus Betrachtungen und Gebeten besteht, aus der weiblichen Perspektive (was sich hauptsächlich in den lateinischen femininen grammatikalischen Endungen zeigt). Eine solche frauliche

Gebetsweise ist für die Frauen in der Kirche bis heute ungewohnt, weil man seit Jahrhunderten unbedenklich von ihnen erwartet, daß sie sich beim Beten, sei es bei den Psalmen oder den Meßtexten u. a., in die *persona* eines Mannes versetzen. Gleichzeitig frappt Gertrud durch ihre Angewohnheit, Bibelstellen zu ändern, um sich als Frau mit einer Szene identifizieren zu können, wie z. B. wenn sie aus dem „verlorenen Sohn“ die „verlorene Tochter“ macht (*Ex.sp.* IV, 184) oder wenn sie sich als das junge Mädchen anstelle des Johannes an der Brust Christi ruhen sieht (*Leg.* V, xxxii, 2,3). Wie einzigartig ihr ungebeugtes frauliches Selbstbewußtsein ist, scheint ihr bisweilen nicht einmal bewußt zu sein. Sie gibt weder Erklärungen für ihre fraulich orientierte Schreibweise, noch entschuldigt sie sich dafür. Doch wäre es verfehlt, diese unverhehlt frauliche Haltung mit einer unberührten Naivität Gertruds gleichzusetzen, die durch ihr ausschließlich im Kloster verbrachtes Leben bedingt wäre. Denn wir wissen, daß selbst in Frauenklöstern der Zeit (übrigens bis in die jüngste Vergangenheit) die Schwestern sich im Chor einander als *fratres* ansprachen. Gertrud aber, in offenem Widerspruch zu der Maskulinität der Kirche, geht in ungebrochenem Selbstbewußtsein ziel sicher ihren fraulichen Weg. Es ist vermutlich diese unbeirrte Weiblichkeit, wie sie in Gertruds Schriften zum Ausdruck kommt, die der Grund für die zögernde Rezeption ihres Werkes während der letzten 700 Jahre⁸ war, und die noch Pierre Doyère⁹, den Herausgeber und Übersetzer eines Teils von Gertruds Werk, zu dem Wort von Gertruds *puérités* veranlaßt.

Die unvermeidlichen Bescheidenheitsformeln (u. a. *Leg.* III, xxiii, 1,7) finden sich freilich auch bei dieser Autorin, wenn sie sich beispielsweise als „Wurm auf dem Sand der Laxheit“ (*Leg.* II, vi, 1,5f), als „Staub“ (*Leg.* II, ix, 2,1) usw. sieht. Doch wird die Tatsache, daß sie als *Frau* auserwählt, zum Schreiben ermahnt und endlich zum Höchsten berufen wurde, an keiner Stelle zum Problem. Wenn von Schwäche die Rede ist, handelt es sich um die *menschliche* Gebrechlichkeit (*ex humana fragilitate*, *Leg.* IV, vii, 2.2) und nicht um den Topos der weiblichen Schwachheit¹⁰, wie wir ihn bei ihren Zeitgenossinnen antreffen.

⁸ Vgl. G. J. Lewis, *Zur Rezeption des Werkes Gertruds von Helfta*. In: *Kontroversen, alte und neue*. (Akten d. VII. Internat. Germanisten-Kongresses 1985). Bd. 6, Göttingen 1986, 3–10.

⁹ *Dictionnaire de spiritualité*, vol. 6, col. 334.

¹⁰ C. W. Bynum (s. Anm. 6) 207, zitiert eine Stelle, wo sich Gertrud als „weak woman“ bezeichne. Anscheinend lehnt sie sich hier an die ungenaue französische Übersetzung an, die aus dem lateinischen *tenera* „faiblesse“ macht (*Leg.* III, xv, 2,5f.).

In der folgenden Besprechung relevanter Textstellen ist nun der Begriff Mensch wirklich als Mensch, d.h. Mann *und* Frau, zu verstehen, wobei anzunehmen ist, daß das Bild der Frau für Gertrud im Vordergrund steht, da Gertrud als monastische Frau Zeugnis von ihren eigenen Erfahrungen und Einsichten gibt.

Die unvergleichliche Würde des Menschen bildet den Mittelpunkt ihrer Darlegungen. In zahlreichen Bildern und Vergleichen weist die Autorin immer wieder darauf hin, wie wichtig der einzelne Mensch in den Augen Gottes ist: Eine Szene in *Legatus* III, v, 1 sieht Gertrud an der Brust Christi, wo sie in der Haltung des Lieblingsjüngers Johannes ruht – ein beliebtes Bild, das in der mittelalterlichen Mystik zum Topos geworden ist und in der spätmittelalterlichen Kunst zu den zahlreichen Christus-Johannes-Darstellungen führte. Gertrud glaubt, sich aus der Umarmung lösen zu müssen, damit sie Gott aktiver dienen könne. Aber Christus schließt sie erneut in die Arme, denn er kann ohne sie nicht leben. Er verdeutlicht es ihr mit dem Bild eines amputierten Körperteils: hätte es diesen Teil nie gegeben, so vermißte man ihn nicht; aber da man ihn zuvor hatte, ist es unmöglich, ihn nicht zu vermissen. Das Bild des mystischen Leibes Christi, das in Gertruds Schriften häufig wiederholt wird (und sich meistens auf das *corpus mysticum* der Kirche bezieht, cf. u. a. *Leg.* III, xvii, 3, 13 ff.), betont hier die Unersetzbarkeit des Individuums.

Wenn in Gertruds Menschenbild einerseits die Dichotomie zwischen Körper und Seele (cf. u. a. *Ex.sp.* VI, 612f.) beibehalten und der Körper als Gefängnis der Seele (*Leg.* V, xxix, 1, 10 u. a.) verstanden wird, so wird andererseits der Mensch dadurch veredelt, daß er dennoch in seiner *Ganzheit* das Abbild Gottes darstellt. Eine andere, ähnliche Szene mag dies illustrieren: Christus, der sie umarmt, rezitiert die Worte aus Genesis 1,26: *Ad imaginem quippe Dei factus est homo*. Und danach heißt es:

Und somit küßte er ihr die Augen und Ohren, auch den Mund und das Herz, die Hände und Füße, und jedesmal wiederholte er mit angenehmen Gesang dieselben Worte, womit er in ihrer Seele auf die würdevollste Weise das göttliche Bild und Gleichnis erneuerte (*Leg.* IV, xiv, 7, 11–15).

Diesen Adel und die Vollkommenheit des Seins teilt die ganze Schöpfung mit dem Schöpfer, wie es anderswo heißt (*Leg.* I, viii, 1, 17 u. a.), denn für Gertrud ist der Mensch „wunderbar erschaffen und noch wunderbarer erneuert“. Die Inkarnation Christi ist die eigentliche *raison d'être* für Gertruds positives Menschenbild. Durch seine Menschwerdung hat Christus („in frühlingshafter jugendlicher Schönheit“) die

menschliche Natur veredelt und sie würdig gemacht, dem Vater als Gabe dargebracht zu werden (*Leg. IV, xLi, 1, 7–18*).

Die Menschwerdung Christi stellt ein Hauptthema in diesem Werk dar. Für Gertrud sind es nicht die menschlichen Zufälligkeiten im Leben Jesu, wie Szenen aus seiner Kindheit oder die Passion, welche zentrale Beachtung und dadurch menschliches Mitleiden finden. Es ist vielmehr der göttliche Mensch, der menschengewordene Gott, der als Mensch die Größe Gottes exemplifiziert und gleichzeitig alle Menschen zur Teilnahme an der göttlichen Natur einlädt, den Menschen also buchstäblich „vergöttlicht“. Gertruds Schriften liefern zahlreiche Beispiele für diesen Gedanken, von denen nur einige hier auszuwählen sind:

An einer der hymnischen Stellen der *Exercitia* ruft Gertrud zu Christus, ihrem Geliebten: „du, der du in meiner Körperlichkeit zur Rechten des Vaters sitzt“ (*Ex.sp. VI, 180*). Und in ihrem Zweiten Buch des *Legatus* zitiert Gertrud das liturgische Wort: „er, der in meinem Leib bei Gott ist“ (*II, xi, 1, 10*), und ähnlich schreibt sie: „in meinem Fleisch bist du Gott und König“ (*Ex.sp. VI, 106f.*). Oder sie spricht von der „Körperlichkeit von unserer Erde“, die Christus angenommen hat, damit er sich mit dem Menschen vermählen kann (*Ex.sp. III, 103f.*). Die Tatsache, daß Christus Mensch wurde, ist für Gertrud auch die Voraussetzung der Brautmetaphorik; nur die Menschwerdung des Gottessohnes macht es möglich, daß sie sich als Gemahlin Christi verstehen kann.¹¹ In ihrer Deutung der Inkarnation geht Gertrud so weit zu behaupten, Christus werde durch seine Menschheit geradezu gezwungen, sich der Menschen zu erbarmen:

Denn in meiner der Gottheit verbundenen Menschheit, die mich zwingt, in den verschiedenen menschlichen Nöten Mitleid zu haben, finden die Erwählten immer einen Fürsprecher (*Leg. III, vii, 1, 11–13*).

In dieser Fürsprache des Gottmenschen liegt für Gertrud auch die Begründung für den thematisch sehr wichtigen Gedanken der Wiedergutmachung (*suppletio*), der sich allgemein in der mittelalterlichen geistlichen Prosa nachweisen läßt (*Leg. II, v, 4, 1–4*).

Die Inkarnation Christi heiligt den Menschen. Die in der Dreifaltigkeit Gottes weilende Menschheit (*substantia mea*) Christi ermöglicht es dem Menschen, am göttlichen Wesen zu partizipieren (*Leg. II, xi, 1*). Der Sohn Gottes vergöttlicht den Menschen durch seine bräutliche Liebe: „ich gebe dir all meine Heiligkeit, sowohl meiner Gottheit als auch meiner Menschheit“ (*Leg. III, xviii, 1, 6–11*). Der Mensch, so ant-

¹¹ Vgl. *Exercitia spiritualia* (Sources Chrétiennes 127), 208 n.7.

wortet der Herr Gertrud in einem ihrer Dialoge, ist sogar über die Engel erhaben (*Leg.* III, ix, 4, 22; u. a.). Und Gertrud betont, daß alle Menschen Nachgeborene des Erstgeborenen Sohnes Gottes sind (*Leg.* IV, iii, 7, 12–14).

Gertrud selbst hat diese menschliche Würde voll erkannt und gelebt. Ihre souveräne Haltung liegt in dem liturgischen Wort, *servire est regnare* – „Dienen bedeutet Herrschen“ (*Ex.sp.* IV, 108 f.) begründet. Darin weiß sie sich Christus gleichgestellt, denn sie ist kein Mietling, der seinem Herrn unterwürfig dient (*Leg.* II, xiii, 1, 11 f.). Und während das Mysterium der Inkarnation allen Menschen diese Würde schenkt, ist sich Gertrud zudem bewußt, daß sie eine besonders Erwählte ist (vgl. *Leg.* IV, iii, 2, 7 ff. u. a.). Jeder Mensch, so betont Gertrud, der seinen Willen in den Willen Gottes gibt und nichts außer der Ehre Gottes erstrebt, kann zu dieser besonderen Erwähltheit gelangen (*Leg.* IV, xiv, 5, 16 ff.).

Gertruds innere Gewißheit geht auf das spezifische Ereignis ihrer Gottesbegegnung am 27. Januar 1281 zurück, von dem ihr Zweites Buch des *Legatus* Zeugnis gibt. Dieser Text ist ein Hochgesang des Jubels und Dankes aus dem „tiefsten Abgrund der Demut“ für das engelgleiche Leben, das sie seit diesem Tag ihrer inneren Umkehr hat leben dürfen. Damals wurde sich Gertrud der göttlichen Gegenwart in ihrer Seele bewußt, wo Christus gleichsam wie ein Freund mit dem Freund, oder wie der Gemahl mit seiner Gemahlin, sich seither mit ihr „vergnügt“ (*Leg.* II, xxiii, 5). Ohne jegliches Verdienst ihrerseits, wie sie behauptet, hielt diese spürbare Gegenwart Gottes immer – mit einer kurzen geringfügigen Ausnahme – in ihr an (*Leg.* II, xxii, 1, 13 f.). Die Autorin beruft sich in diesem Zusammenhang mehrfach auf das Wort aus Joh 14, 23: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen.“ Und in einer für Gertrud typischen paradoxen Formulierung heißt es dazu: je unwürdiger sie dieser hohen Auszeichnung ist, desto leuchtender wird die Schönheit der göttlichen Güte (ibid. 20–22).

Durch ihre überzeugte Teilnahme an der Göttlichkeit Christi und das ausgeprägte Bewußtsein ihrer Erwähltheit erklärt sich Gertruds fürstliche Haltung, wie es in dem von ihr vielfach benutzten höfischen Vokabular zum Ausdruck kommt. Diejenige, die das Bett des Königs teilt, muß Königin genannt werden (*Leg.* III, viii, 1, 30 f.). Christus, der Kaiser, hat sie zu seiner Kaiserin gemacht (*Leg.* IV, ii, 15, 12 f.). Christus erwartet die Befehle seiner *Domina regina* (*Leg.* III, xxxiii, 1, 3 f. u. a.). Bei aller Demut zeigt Gertrud hier keine falsche Scham, denn sie weiß, daß ihre Erwählung nicht das Ergebnis ihrer eigenen Leistung sondern allein

ein Gnadenerweis Gottes ist: „du hast mich, die letzte an Verdiensten, zu berufen gewürdigt“ (*Leg. II, xx, 10, 4f.*). Sie bekennt frei das Wirken des göttlichen Geistes in ihr. Obwohl selbst unwürdig, kann sie somit bewußt als göttliches Werkzeug dienen (*Leg. II, xx, 2, 16*).

Der priesterliche Mensch

Die Diskussion um das Priestertum ist ein für die Beurteilung ihres Menschenbildes wesentlicher Aspekt in Gertruds Text. Denn, wie die Heilige mit einem an sie gerichteten Wort des Herrn erklärt, das Priestertum gehört der gesamten Kirche: „Enthält nicht der Glaube der Kirche allgemein das, was ich einst allein dem Petrus versprochen hatte?“ (*Leg. I, xiv, 4, 5f.*). Über diese allgemeine Feststellung hinausgehend spricht Gertrud von ihrer eigenen spezifischen Berufung zum Priester. Die Begründung ihres Anspruchs findet sich an zwei Textstellen, in denen die Mystikerin sich als Stellvertreterin Christi sieht. Die bisherigen Zitate zu Gertruds Erwähltheit werden hier übertroffen und untermauert.

Das Dritte Buch des *Legatus* (xii, 2) schildert eine Szene, die mit dem Unaussprechlichkeitstopos beginnt, denn es ist „unmöglich, dies schriftlich festzulegen“. Während einer Erfahrung der mystischen Vereinigung gewährt Christus Gertrud die Gnade der Transfiguration, d. h. sie wird – so wie es Jesus auf dem Berg Tabor geschah – selbst verklärt, „so daß dadurch sowohl ihr Körper als auch ihre Seele auf wunderbare Weise in der Glorie leuchtend wie ein Blitz erscheint“ (*Leg. III, xii, 2, 19f.*). Sie erlebt also nicht etwa wie die drei Apostel auf Tabor die Verklärung Christi als Zuschauer, sondern sie wird selbst, ebenso wie Christus zuvor, transfiguriert.

An der zweiten Stelle im Vierten Buch des *Legatus* sagt Christus zu Gertrud:

... alle, die sich deinen Gebeten anvertrauen oder auch nur in Gedanken deine Fürbitte wünschen, erlangen dadurch auf die gleiche Weise das Heil wie die Israeliten, die von giftigen Schlangen gebissen und durch den Anblick der ehernen Schlange geheilt wurden, welche Moses auf mein Geheiß in der Wüste emporhob (*Leg. IV, ii, 10, 14ff.*).

Die erhöhte heilbringende Schlange (vgl. Num 21, 4–8), die in der Exegese allgemein und bereits bei Johannes (Joh 3, 14) als Vorausdeutung auf den am Kreuz erhöhten Erlöser gedeutet wird, ist an dieser Stelle mit Gertrud gleichgesetzt. So wie die Israeliten beim Anblick der Schlange Heil erfuhren, so werden alle die geheilt werden, die Gertruds

Fürsprache in Anspruch nehmen. Erneut zeigt der Text eine Parallele Gertruds mit Christus selbst. Vor diesem Hintergrund einer in aller Demut aber mit Gewißheit verstandenen Identifizierung mit Christus muß man die zahlreichen Stellen verstehen, wo Gertrud mit Überzeugung von ihrer priesterlichen Binde- und Lösegewalt spricht.

Die ausführlichste Erklärung zu Gertruds geistlicher Ordination wird im liturgischen Zusammenhang gegeben: Bei der Lektüre des Evangeliums in der Osteroktav, das berichtet, wie Christus seinen Jüngern den Heiligen Geist einhaucht, bat auch sie um den Geist Gottes. Und dann lautet der Text:

Daraufhin hauchte der Herr sie an und gab auch ihr den Heiligen Geist und sagte: Empfanget den Heiligen Geist in euch: denen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen. Dazu sagte sie: Herr, wie kann das geschehen, da diese Macht des Bindens und Lösens allein den Priestern gegeben ist? Der Herr antwortete: Wenn du durch die Urteilstkraft meines Geistes irgend jemand als nicht schuldig erachtest, so werde auch ich jenen für schuldlos halten; und wessen Sache du als schuldig beurteilst, der wird auch vor mir als Schuldiger erscheinen. Denn ich spreche durch deinen Mund (*Leg. IV, xxxii, 27–37*).

Der Wortlaut bezieht sich auf den johanneischen Text (Joh 20, 22 f.) der Priesterberufung der Apostel, den Gertrud hier auf sich selbst anwendet. Bemerkenswert ist dabei, daß sie den Herrn hinterfragt, ob er wirklich meint, was er sagt. Doch betont sie nicht etwa, sie sei nur eine schwache Frau. Gertrud möchte nur doppelt sicher sein, daß es sich nicht um einen Irrtum handelt. Und in der Tat, der Herr bestätigt erneut, daß sie es ist, der diese Macht verliehen wurde.

Ganz ähnliche Stellen kommen mehrfach im *Legatus* vor. In Gertruds *vita* ähnelt die Beschreibung einer Sakramentenspendung, wenn es, nachdem Christus die Binde- und Löseformel – diesmal aus Matth 16, 19 – über sie gesprochen hatte, heißt:

Und ihre Zunge berührend, sagt er: Sieh, ich habe meine Worte in deinen Mund gelegt (Jer 1, 19). Und ich bestätige mit meiner Wahrheit alle Worte, die du unter Anleitung des Geistes irgend jemandem um meinetwillen sagen wirst. Und wenn du jemandem auf Erden durch meine Güte etwas versprichst, werde ich es im Himmel gewiß bestätigen (*Leg. I, xiv, 4, 11–15*).

Auch erhält Gertrud die Gewißheit, nie fehl zu urteilen (ebd. 4, 19 ff.), denn Gott selbst wird durch sie sprechen (ebd. 5, 10 ff.). Im Vierten Buch des *Legatus* heißt es schließlich, daß Petrus, den sie in einer Vision im päpstlichen Ornat sieht, mit Bezug auf dieselbe Schriftstelle in Matthäus

den priesterlichen Auftrag bestätigt, indem er Gertrud mit eigener Hand segnet (*Leg. IV*, xLiv, 2, 1 ff.). Wesentliche Komponenten einer Priesterweihe sind damit gegeben.

In ihrem Zweiten Buch berichtet Gertrud von sich selbst, wie sie in der Praxis als geistliche Beraterin von der ihr verliehenen Binde- und Lösegewalt Gebrauch macht. Christus hat ihr die Gewißheit verliehen, daß sie durch seine Gnade über Gut und Böse entscheiden kann und Hilfesuchende von ihren Fehlern lossprechen kann, die dann durch die göttliche Gnade von ihrer drückenden Schuld erleichtert werden:

Daher hast du außerdem mir, der äußerst Unwürdigen, versichert: jeder, der mich mit reuigem Herzen und in geistiger Demut aufsucht, um klärend einen Fehler zu entdecken, und dessen Fehler von mir groß oder klein befunden wird, wird dementsprechend von dir, du barmherziger Gott, als Schuldiger oder Unschuldiger gerichtet. Und er werde mittels deiner Gnade künftig immer eine Erleichterung spüren, damit er niemals wieder wie zuvor so gefährlich von diesem Fehler belastet werden könne (*Leg. II*, xx, 2, 3–11).

Vom Text her scheint hier kein Zweifel zu bestehen, daß Gertrud der Auftrag eines Beichtvaters (einer „Beichtmutter“?) übergeben wurde.¹² Auch andere, ähnliche Situationen schildern Gertrud als engagierte Seelsorgerin, wie z. B. als Verkünderin des Wortes, als geistliche Beraterin und Mittlerin zwischen Gott und den Menschen. „Der Geist Gottes sprach aus ihr“, so heißt es in ihrer *vita* mit den Worten aus der Apostelgeschichte 6, 10 (*Leg. I*, i, 3, 14). Ihre Biographin widmet der seelsorgerischen Tätigkeit Gertruds ein ganzes Kapitel (*Leg. I*, xii), in welchem sie, ausgehend von der *Regula Benedicti* 64, Gertrud vorteilhaft mit den Aposteln vergleicht: Gertrud ist redegewandt und überzeugend in ihren Anprachen und hat nur selten unaufmerksame Zuhörer. Meistens erreicht sie das, wofür sie plädiert, oft sogar bei hartnäckigen Menschen. Bisweilen sind ihre scharfen Worte der Weisheit für ihre Mitschwesterinnen schockierend, so daß einige sogar darum beteten, daß Gertrud in ihrem Eifer nachlassen möge. Aber Christus verteidigt Gertruds Leidenschaftlichkeit, mit der sie für eine gute Sache kämpfe. Und die Biographin schließt dieses Kapitel mit den Worten, daß oft ein einziges treffendes Wort von Gertruds Lippen wirkungsvoller als lange Homilien berühmter Prediger sei:

¹² P. Doyère, der Herausgeber dieses Buches, meint dazu, es könne sich nicht um das Bußsakrament sondern nur um eine gnadenhafte Führung Hilfesuchender handeln (*Legatus II*, 310f. n. 1).

Auch sprach sie angenehm und eindringlich, mit so geschickter Rede und so überzeugend, wirkungsvoll und begnadet, daß die meisten, die ihre Worte hörten, durch eine wunderbare Herzenserweichung und Willensänderung wahrhaftes Zeugnis davon gaben, daß der Geist Gottes in ihr sprach (*Leg. I, i, 3, 10–15*).

Und deshalb gab es eine Menge Leute von außerhalb des Klosters, die Hilfe bei ihr suchten. Ihre hervorragende Gabe der Unterscheidung (*virtus discretionis*) befähigt Gertrud, den verschiedensten Fragen und Problemen der Ratsuchenden mit einer befriedigenden Antwort zu begegnen (*Leg. I, xi, 12*).

Zu ihrer priesterlichen Mittlerrolle zwischen Gott und den Menschen wird Gertrud eigens berufen, als sie sich mit freiem Willen dem Herrn opfert; Christus bezeichnet ihr Herz als dasjenige, das alle seine Gaben ausströmen soll (*Leg. III, xxx, 2, 16 ff.*). Ihr Herz soll gleichsam als Verbindungsglied dienen, um die Gnadenfülle des göttlichen Herzens zu den Menschen zu leiten (*Leg. III, Lxvi, 1, 1 ff.*). Und Gertruds Biographin bestätigt, daß Gertrud diese Rolle ernst nahm:

... sie sah sich selbst als ein Verbindungsglied, durch welches, gemäß eines geheimen göttlichen Planes, die Gnade zu den Erwählten Gottes fließen könnte (*Leg. I, xi, 1, 8–10*).

In dieser bewußten Mittlerfunktion liegt der Grund, warum Gertrud die ihr geschenkte Gnadenfülle nicht verheimlicht (*ebd., 35 ff.*).

Gertruds Hauptanliegen in ihrer priesterlichen Mission ist ihre Ermahnung zur häufigen Kommunion – eine Haltung, die der damaligen offiziellen kirchlichen Einstellung widersprach. Gertrud argumentiert, daß Christus dieses Sakrament eben dazu hinterlassen hat, daß es zu seinem Andenken wiederholt empfangen wird, weil er dadurch bei den Menschen zu bleiben beabsichtigt, denn es ist „sein Vergnügen, unter den Menschen zu weilen“ (*Spr 8, 31*). Keiner soll deshalb, weder mit Worten noch Andeutungen, andere am Kommunionsempfang hindern, wie es bisweilen geschieht (*Leg. III, Lxxvii, 1*). Denn der Wert der Kommunion ist unvergleichlich größer als der nachlässige Verzicht darauf (*Leg. IV, xiii, 5*). Und solange das Kommunizieren in der Absicht geschieht, die göttliche Güte offenbar zu machen, handelt es sich selbst bei persönlicher Unwürdigkeit nicht um einen Mangel an Respekt. Gertrud stützt sich mit dieser kritischen Behauptung auf eine direkte Erleuchtung, wofür sie Gott lobt und preist (*Leg. II, xix, 2*).

Im Zusammenhang mit dieser problematischen Fragestellung gewinnt das Folgende an Bedeutung: Gertrud übernimmt eines Tages die Funktion des Beichtvaters in dessen Abwesenheit. Es handelt sich anschei-

nend um eine Art persönliches Beichtgespräch, in dem Gertrud allen denen, die sie um Rat fragen, zu kommunizieren rät. Danach erfährt Gertrud in einer Vision, wie Christus alle, die ihrem Rat folgen, reichlich belohnt; die anderen dagegen, die sich ängstlich fernhalten und entweder nicht auf Gertruds Rat hören oder sie nicht konsultieren, gehen leer aus. Ihre priesterliche Entscheidung wird also sozusagen von oberster Instanz bestätigt (*Leg.* IV, vii, 4). In all diesen Diskussionen um die Kommunion wird unterschwellig für die tägliche Kommunion plädiert, die den Nonnen und Laien vorenthalten, den Priestern in der täglichen Meßfeier aber erlaubt ist.¹³ Gertrud klagt darüber, daß die Vorrangstellung der Priester in dieser Beziehung so groß sei. Als Antwort wird ihr der Einblick gewährt, daß viele Priester keinerlei besondere Verdienste gewinnen, weil bei ihnen die tägliche Eucharistiefeier zur Routine geworden ist (*Leg.* III, xxxvi, 1) – eine Antwort, die uns heute noch an Gertruds Frustrierung teilnehmen läßt.

Die Biographin Gertruds erklärt, wie Gertrud selbst angesichts der außerordentlichen Gnadenerweise, die sie an sich erfuhr, protestierte, sie sei nichts als Staub und Asche und der priesterlichen Gabe völlig unwürdig. Und sie erklärt, wie der Herr ihre priesterliche Funktion bestätigte, indem er sie wissen ließ:

Jeder, der bedrückt und traurig ist und demütig in schlichter Wahrheit den Trost deiner Worte sucht, dessen Begehren wird niemals enttäuscht, denn ich, Gott, wohne in dir (*Leg.* I, xiv, 5, 20–23).

Gertruds Priestertum beruht also auf der Gegenwart Gottes in ihrer Seele – die einzig unerläßliche Voraussetzung für eine Ordination im Verstehen der Helftaerinnen.

Denn Gertruds priesterliche Berufung beruht nicht nur auf einem stillen Einvernehmen zwischen ihrem göttlichen Freund und ihr. Ihre Mitschwestern wissen von Gertruds Priesterfunktion und erkennen diese voll und öffentlich an. So wird z. B. *Domna M.* (vermutlich Mechthild von Hackeborn) in einer Vision die Mittlerrolle Gertruds bestätigt (*Leg.* I, xiv, 6, 7 ff.). Da Gertrud nämlich in ihrer Demut bisweilen Zweifel an ihrer Berufung hat, bittet sie auch andere Mitschwestern um Hilfe in der rechten Beurteilung ihres Priestertums (*Leg.* I, xvi, 1, 1 ff.). Die Antworten, die diese in ihrem Gebet oder in Visionen erhalten, bestätigen alle einwandfrei Gertruds priesterliche Stellung, und sie betonen, daß Christus, der mystisch mit ihr vereint ist, sie voll unterstützt, und

¹³ Vgl. C. W. Bynum, *Women Mystics and Eucharistic Devotion in the 13th Century*. In: *Women's Studies* 11 (1984) 179–214. Und K. Boeckl, *Die Eucharistielehre der deutschen Mystiker des Mittelalters*. Freiburg 1924, bes. 58–66.

daß Gertrud diese priesterliche Aufgabe bis zu ihrem Lebensende behalten wird (ebd.). Die Biographin beschließt die Diskussion mit dem lapidaren Satz: „Dies steht also ganz sicher fest, daß dies[e Gabe] aus Gott fließt“ (*Leg.* I, xvi, 3, 4f).

Der freie Mensch

Gertruds *libertas cordis* wird im Ersten Buch des *Legatus* von ihrer Biographin folgendermaßen geschildert:

Auch erschien die Freiheit ihres Geistes so hell in ihr, daß ihr überhaupt nichts, was gegen ihr Gewissen ging, auch nur für einen Augenblick erträglich war. Und Gott empfahl sie dafür. Denn als jemand Frommes ihn im Gebet fragte, was ihm in dieser Auserwählten so besonders gefiele, antwortete er: „die Freiheit des Herzens“. Über diese Antwort sehr verwundert und sie gleichsam verächtlich machend, fragte er weiter: „Ich schätzte, Herr, daß sie durch deine Gnade schon zu einer größeren Erkenntnis und überdies zu einer glühenden Liebe gelangt wäre“. Darauf [antwortete] der Herr: „Es ist in der Tat so, wie du es ganz richtig eingeschätzt hast; aber dies geschah mittels der Gnade der Freiheit, die so gut ist, daß man durch sie ohne Umschweife zur höchsten Vollkommenheit gelangt. Denn sie [Gertrud] ist jederzeit für alle meine Gaben empfänglich, weil sie ihr Herz nie an etwas haften läßt, was mir hinderlich sein könnte“ (*Leg.* I, xi, 7).

Gertrud sieht das Gnadengeschenk der inneren Freiheit, das sie selbst mehrfach bestätigt (vgl. u. a. c *Ex.sp.* VII, 495), als einen bewußt asketischen Prozeß an. In diesem Zusammenhang begegnen die Schlüsselbegriffe des *abnegare*, *abstrahere*, *abstinere*, *adnihilare* und der für Gertrud typische Bildkomplex des bewußten Abschüttelns aller Sklavenfesseln, welche den Menschen an die *condition humaine* ketten. Freilich handelt es sich nicht um eine Askese um ihrer selbst willen sondern um das innere Freiwerden für Gott. Der wichtige Begriff des *vacare*, d. h. also das Sich Ausleeren, um die Einwohnung des Geistes zu ermöglichen, findet sich im *Legatus* mit dem Begriff der Freiheit vereint (*Leg.* IV, xLviii, 15, 24).

Gertruds innere Freiheit macht sie sorglos. (Die Begriffe *securus* – das Wort läßt sich in seiner ursprünglichen Bedeutung als „sorglos“ verstehen – und *liber* sind häufig miteinander verbunden). Die auf Gott vertrauende Sorglosigkeit Gertruds hat jedoch nichts gemein mit einem naiven Ignorieren brennender Probleme. Ihre Schriften zeugen davon, wie sehr sie sich der sie umgebenden turbulenten Kriegszeiten (*Leg.* IV, Lii, 5, 3 u. a.) im damaligen Deutschland bewußt ist, wie sie mit den in-

ternen Problemen ihrer klösterlichen Gemeinschaft (*Leg.* III, xvi, 1, 12) und den vielfältigen Nöten der sie um Rat suchenden Menschen vertraut ist. Auch ist sie selbst, ebenso wie ihre Mitschwestern oft krank (einmal sogar an der Pest erkrankt, *Leg.* III, iii, 1, 26). Aber ihr ungebundenes Freisein für Gott wird von all dem nicht beeinträchtigt.

Eine gewisse Radikalität in Gertruds Äußerungen und Handlungen ist unübersehbar. Jede falsche Ängstlichkeit wird durch ihre innere Freiheit ausgeschaltet. So geben Gertruds Schriften vielfach Zeugnis von ihrer sehr kritischen Einstellung gegenüber Mißbräuchen in der reformbedürftigen Kirche ihres Zeitalters. Sie nimmt u. a. Stellung gegen den Reliquienkult (*Leg.* IV, Lii, 3, 4 ff.) und gegen bezahlte Ablässe (*Leg.* III, xi, 1 u. a.), auch bittet sie Gott, den Schöpfer, er möge gleichzeitig *reformer* sein (*Ex.sp.* I, 220). Und wie gezeigt wurde, beansprucht sie für sich selbst – trotz des bereits damals bestehenden kanonischen Gesetzes, welches Frauen vom Priestertum ausschließt – priesterliche Befugnisse und ignoriert die kleinlichen kirchlichen Regeln, die den Kommunionempfang einschränken.

Gertrud ist eine Persönlichkeit, die sich selbst und Gott in sich gefunden hat und dann bedingungslos nach dieser Überzeugung lebt. Die ihr damit geschenkte „Freiheit des Herzens“ äußert sich aber nicht nur in einer Überwindung von Furcht und Sorgen, sondern auch in einem subtilen Humor und vor allem ihrem großartigen *jubilus*. Beide sind wenigstens flüchtig zu erwähnen, weil sie für Gertruds Persönlichkeit und vor allem auch für ihr Gottes- und Menschenbild charakteristisch erscheinen.

Einige Beispiele und Vergleiche in Gertruds Werken müssen schon für ihre Zeitgenossen und nicht erst für uns heute komisch gewesen sein. Wenn Gertrud z. B. in ihrem zweiten Buch des *Legatus* betonen will, wie lauwarm ihr monastischer Eifer vor ihrer entscheidenden inneren Umkehr war, schreibt sie, sie hätte sich um ihre Seele bis dahin genausowenig gekümmert wie um das Innere ihrer Fußsohlen (*Leg.* II, ii, 1, 5 f.). Oder bei der Diskussion um verschiedene Arten des Gebetes bringt Gertrud den im Rahmen dieser geistlichen Prosa ungewöhnlichen Vergleich, daß Saitenmusik auf jeden Fall angenehmer sei als das Blöken von Schafen oder Ochsengebrüll (*Leg.* IV, Lvi, 1, 11 ff.). Auch erheitert ihr Vergleich, daß sie selbst so wertlos wie eine Vogelscheuche, aber – wie die Vogelscheuche – doch mit einer Aufgabe betraut sei (*Leg.* I, xi, 3, 4 ff.). An einer Stelle erklärt sie, wie jeder Körperteil zur Ehre Gottes tätig sein sollte, zögert aber, als sie zu den Händen kommt, weil der Hände Arbeit mit Gertruds geistiger Arbeit unvereinbar ist; sie findet aber die ihr angenehme schalkhafte Lösung: der Herr, so meint sie, ak-

zeptiere das Halten des Buches beim Lesen als eine den Händen angemessene körperliche Tätigkeit (*Leg.* IV, xLiv, 1, 20ff.).

Wenn wir von anderen Mystikern wissen, daß sie eher negativ und bisweilen sogar finster erscheinen, so beschreibt sich Gertrud in einem ihrer Meditationen als „froh, sorglos und frei“ (*Ex.sp.* VI, 790f.). Es erklärt sich aus dieser Einstellung heraus, daß der Lobpreis Gottes in Gertruds Werk einen so vorzüglichen Rang einnimmt. Der mystische *Jubilus* – das bekannteste Beispiel dafür ist Franz von Assisis Sonnengesang – ist ein für die Mystiker typischer Ausbruch der exaltierten Freude, die der befreienden unaussprechlichen Erfahrung des Göttlichen folgt. In seiner vollendetsten Form umfaßt dieser mystische Lobgesang das ganze Universum, d.h. alles Erschaffene wird zum jauchzenden Lob Gottes herangezogen und in diesem Lobpreis mit Gott vereint. Gertrud von Helfta, mit dem ihr eigenen beachtlichen dichterischen Talent, hinterläßt uns einen vortrefflichen mystischen *Jubilus* in ihren *Exercitia*. Die ganze Sechste Übung dieses Werkes stellt einen einzigen hymnischen Hochgesang dar, von dem abschließend eine kurze Probe zitiert wird, die zur weiteren Lektüre des Werkes Gertruds von Helfta anregen möge:

Es jauchzen dir alle Sterne des Himmels, die dir mit Freuden leuchten, und die deinem Auftrag entsprechend immer bereit sind, dir beizustehen.

Es jauchzen dir die wunderbaren Werke des gesamten Universums, alles im Umkreis des Himmels, der Erde und des Abgrundes; sie spenden dir jenes immerwährende Lob, welches von dir ausgehend in dich, seinen Quell, wieder zurückfließt.

Es jauchzen dir mein Herz und meine Seele, mit der ganzen Substanz meines Fleisches und Geistes und aus der Wirkkraft des gesamten Universums.

Denn dir sei aus allem, durch alles und in allem Ehre und Herrlichkeit in Ewigkeit (*Ex.sp.* VI, 481–489).